Bezugs-Preis

für Leipzig und Vororte: In der Haupt-Expedition oder deren Ausgabestellen abgeholt monatlich: Ausgabe A (1 mal täglich) 70 Pf., Ausgabe B (2 mal täglich) 80 Pf., bei Zustellung ins Haus Ausgabe A 80 Pf., Ausgabe B 1 Mark. Durch unsere auswärtigen Ausgabestellen und durch die Post bezogen (1 mal täglich) für Deutschland und Oesterreich monatlich 1 Mark, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Diese Nummer kostet auf allen Bahnhöfen und bei den Zeitungs-Verkäufern **10 Pf.**

Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8.
Telephon Nr. 153, Nr. 222, Nr. 1173.
Berliner Redaktions-Bureau: Berlin NW. 7, Prinz Louis Ferdinand-Straße 1.
Telephon I, Nr. 9275.

Abend-Ausgabe B.

Leipziger Tageblatt
und
Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

die 6gespaltene Petitzeile für Geschäftsinserate aus Leipzig und Umgebung 25 Pf., Familien-, Wohnungs- u. Stellen-Anzeigen, sowie An- und Verkäufe 20 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf.
für Inserate von auswärts 30 Pf.
Reklamen 75 Pf., auswärts 1 Mark. Beilagegebühr 4 Mark p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif.

Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Für das Erscheinen an bestimmten Tagen u. Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzogl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10 (Telephon VI, Nr. 4603).
Filial-Expedition: Dresden, Marienstr. 34

Nr. 551. Freitag 23. November 1906. **100. Jahrgang.**

Das Neueste vom Tage.

(Die nach Schluß der Redaktion eingegangenen Depeschen stehen auf der 3. Seite des Hauptblattes.)

Nachrichten zur Marokkofrage.

Aus Madrid wird gemeldet: In der Kammersitzung weigerte sich der Minister des Aeußern, eine Aufklärung über die Situation in Marokko zu geben, indem er das Haus ersuchte, angesichts des internationalen Charakters der Frage die Beratung zu vertagen. Er erklärte, die Regierung werde in Marokko mit äußerster Vorsicht vorgehen. Es liege kein Grund zur Beunruhigung vor. Andererseits heißt es von dort: „Die letzten Meldungen aus Marokko tragen einen ernsten Charakter. Man betrachtet einen Konflikt zwischen den Eingeborenen und den Europäern als unvermeidlich.“ Es wird auch schon gekämpft. Nach einer Meldung aus Melilla ist El Roghi zum Kampfe gegen den Stamm der Benisidel ausgezogen; in Melilla hört man Gewehrfeuer. Zum Schutze der nach Melilla flüchtenden Mauren sind alle Maßregeln getroffen. Raisuli rüstet sich zur Gegenwehr, wie aus Tanger gemeldet wird: Raisuli trifft Vorbereitungen für eine Versammlung des Rates der Notabeln, der die Lage prüfen und über die den Europäern gegenüber einzunehmende Haltung beschließen soll. Wegen des Defizits im scherifischen Schatze hat der Sultan die Gehälter der Zollverwalter um die Hälfte gekürzt. — Aus Madrid wird ferner berichtet: Die Morgenblätter melden, daß die Regierung nicht nur die Flotte mobilisiert, sondern auch zahlreiche Truppen, die bei Cadiz und Gibraltar Aufstellung nehmen sollen. „Epoca“ und „Liberal“ konstatieren demgegenüber, daß die übrigens noch nicht einmal ratifizierte Konferenzakte nichts enthält, was Spanien zu einem militärischen Eingreifen ermächtigt. Die Demonstration könne aber leicht die Gemüter erregen. „Correspondencia“ sagt: „Keinen Mann und keinen Groschen dafür! Mögen Frankreich und England zusehen, wie sie selbst fertig werden.“ „Pais“ sagt: „Spanien darf nicht den Gendarm Frankreichs spielen und sich den Haß der Marokkaner zuziehen. Falls ein Geheimvertrag besteht, muß er schleunigst annulliert werden.“ „Correspondencia militar“ erinnert an Prim und Mexiko. Besondere Beachtung verdienen die Ausführungen des „Afrikanisten“ Ovilo im „Abc“, wonach ein gewaltsames Vorgehen auf marokkanischem Territorium ohne Zustimmung des Sultans gegen den obersten Grundsatz der Algeciras-Konferenz verstoße und deren Beschlüsse umstoße. Nichts ermächtige Spanien und Frankreich, dort manu militari vorzugehen. Es handelte sich um ein Abenteuer, in das fremder Ehrgeiz und eigene Dummheit Spanien verwickele. Uebrigens beweisen alle Nachrichten aus den Provinzen, daß man mangels genügender militärischer Vorbereitung einer ernsthaften kriegerischen Verwickelung nicht gewachsen wäre. Der spanische Botschafter in Wien, Herzog Bailen, erklärte in einer Unterredung mit einem Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“, die spanisch-französische Aktion habe keinen anderen Zweck, als die Herstellung der Ruhe und die Sicherheit der Europäer in Marokko, da dies notwendige Vorbedingung für die Verwirklichung der Beschlüsse der Konferenz von Algeciras sei. Die europäischen Staaten scheuten vor jeder Komplikation zurück, und da die Ratifikation der Konferenzbeschlüsse bald vorliegen werde, sollten diese nunmehr auch bald praktisch verwirklicht werden. — Eine fünf Mann starke Mehariſten-Patrouille wurde bei Igli (Südoran) von Berbern des Tafileltgebietes gefangen genommen.

Verstärkungen der österreichischen Besatzungen im Sandschak Nowibazar.

Wie aus Wien berichtet wird, haben die neueren Vorgänge bei den serbischen Kanonenbestellungen die leitenden Militärkreise Oesterreichs zu dem Entschluß gebracht, die im Sandschak Nowibazar stehenden österreichischen Truppenabteilungen auf den doppelten Stand zu bringen. — Danach scheint sich die Nachricht zu bestätigen, daß die von Serbien angekauften Kanonen nach Montenegro geschafft werden sollen. Ein derartiger Versuch würde voraussichtlich zu bewaffneten Konflikten mit den Oesterreichern und den Türken führen.

Die Inventur.

Wie zu erwarten war, haben die mit der Inventarisierung beauftragten Beamten besonderen Widerstand in der Bretagne gefunden. 2000 Bauern umlagerten die Kirche des Dorfes Plougnerneau seit 3 Uhr nachts. Als früh der Kommissar mit 8 berittenen Gendarmen und einer Abteilung Kürassiere und Husaren ankam, wurde Sturm geläutet. Nachdem die Truppen die verbarrikadierte Umzäunung freigemacht hatten, trieben sie die Bauern auseinander, aber erst die zweite Reiterattacke hatte Erfolg. Viele Bauern und Soldaten sind schwer verwundet. Der Kommissar verlangte telegraphisch noch 100 Mann Kolonial-Infanterie aus Brest. In Largoëte wurde ein Holzblock auf die Beamten geschleudert. In Rohars wurde bei dem dortigen Krawall der Vicar Vicien verhaftet. — In einer späteren Depesche heißt es: Im Ministerium des Innern erklärte man auf Grund der Meldungen der Präfekten, daß die Inventaraufnahmen in den Kirchen als erledigt betrachtet werden können. Neue, ernste Zwischenfälle sind nicht zu verzeichnen. — Der Erzbischof von Paris, Kardinal Richard, hat einen seiner Sekretäre nach Rom entsandt. Dieser soll angeblich vom Papste die den französischen Bischöfen zu erteilenden Weisungen entgegennehmen. Diese Weisungen, welche privater Natur sind, dürften geheim gehalten werden. — Der Oberstaatsanwalt von Marseille hat gegen den Bischof von Marseille, Andrien, die strafgerichtliche Untersuchung angeordnet, weil er in seiner Protesterklärung gegen die Inventaraufnahme das Trennungsgesetz in äußerst heftigen Worten angegriffen hatte. — Der Kommandeur der dritten Brigade, General Plec, ordnete an, daß der Hauptmann Magnier, welcher seine Mitwirkung an der Inventaraufnahme verweigert hatte, vor ein Kriegsgericht gestellt werde.

Der Kongokonflikt.

Im Unterhaus stellte Dilke an die Regierung die Frage, ob die amerikanische Regierung beschlossen habe, in der Unterdrückung der Gräueltaten im Kongo teilzunehmen, und sich eventuell auf der Konferenz vertreten zu lassen, die wahrscheinlich zu diesem Zweck einberufen werden wird. Sir Edward Grey erklärte, daß ihm bisher darüber keine Mitteilung zugegangen sei.

Die Verteidigung Englands.

„Evening Post“ veröffentlicht einen Artikel über den Gesetzentwurf zur Organisation der Verteidigung der Ostküste Englands. Es heißt, die Veröffentlichung des amtlichen Berichts werde in der Ingopresse viel Aufsehen erregen.

Die Lebensmittelteuerung.

Ministerpräsident Wekerle kündigte angesichts der bedrohlichen Konsequenzen der Lebensmittelteuerung eine Enquete an. Die Lösung der Frage dulde keinen Aufschub mehr. In erster Linie soll dafür gesorgt werden, daß alle Artikel von den Produzenten direkt an die Konsumenten gelangen, ohne daß unbegründete Gewinne erzielt werden. — Wenn mal ein deutscher Minister erklären wird: „Die Lösung der Frage duldet keinen Aufschub mehr?“

Keine Milderung des amerikanischen Schutzzolles.

Staatssekretär Root sagte in einer Rede zu Kansas City, die Vereinigten Staaten könnten den Schutzzolltarif nicht aufheben; keine politische Partei denke daran, ihn aufzuheben.

Politisches.

* **Ein Mitglied des Bundesrates gestorben.** Aus Stuttgart wird gemeldet: Der Wirkliche Geheime Kriegsrat v. Schäfer, stellvertretender Bevollmächtigter zum Bundesrate, ist gestorben.

* **Weitere koloniale Denkschriften.** In der Kolonialverwaltung werden zurzeit weitere Kolonialdenkschriften ausgearbeitet, insbesondere solche über die afrikanischen Eisenbahnunternehmungen aller dort kolonisatorisch tätigen Kulturvölker.

* **Die Polen-Interpellation.** Man befürchtet in den Kreisen der Schulstreikinterpellanten, daß die verbündeten Regierungen Kompetenzbedenken tragen werden, die Interpellation zu beantworten.

* **Kaiser und Zar.** Aus London wird gemeldet: Nach einer Petersburger Depesche ist zwischen Kaiser Wilhelm und dem Zaren zwischen Berlin und Zarskoje-Selo ein drahtloser Telegraphendienst installiert worden.

❋

* **Von der französischen Flotte.** An Bord des Panzers „Admiral Aube“ sind ernste Zwischenfälle festgestellt worden. Von verschiedenen Geschützen sind die Entfernungsmesser losgeschraubt und ins Meer geworfen worden. Eine strenge Untersuchung ist eingeleitet. — Aehnliche Nachrichten wurden in letzter Zeit öfters verbreitet.

* **Aegypten.** Der englische Staatssekretär des Auswärtigen beantwortete im Unterhause eine Anfrage Dillons mit der Erklärung, daß die Lage in Aegypten gegenwärtig keinen Anlaß zu besonderen Befürchtungen biete, und daß kein Grund vorhanden sei, der Leute, die dort zu reisen beabsichtigen, davon abschrecken könnte, sowie daß er auch zuversichtlich glaube, daß ein Anlaß dazu nicht eintreten werde.

* **Das russische Judengesetz.** Der im Ministerrate eingebrachte Gesetzentwurf über die Erweiterung der Rechte der jüdischen Bevölkerung gestattet, wie „Strana“ meldet, den Juden den Aufenthalt in den Dörfern des Ansiedelungsbezirkes und Freizügigkeit innerhalb des Bezirkes. Außerdem wird ihnen die Pachtung von Ländereien, welche den Städten, Kirchen und Dorfgemeinden gehören, gestattet. Im Dongebiet, wo den Juden bisher der Aufenthalt untersagt war, wird dieser gewissen Kategorien von Juden, wie dies bereits in den inneren Gouvernements der Fall ist, erlaubt werden. — Immer lauter wird der Protest der russischen Leute gegen die Judenvorlage. Der Moskauer Russische Klub richtete an den Zaren ein Telegramm, in dem er diesen anfleht, die russischen Bauern vor der Knechtung durch die Juden zu bewahren. Die russischen Leute drohen einmütig mit Pogroms, wenn der im Ministerrate eingebrachte Gesetzentwurf genehmigt werde. „Rußkoje Snamja“, das Organ der russischen Leute, führt der Regierung zu Gemüte, die Zulassung der Juden zum Dongebiet könne dahin führen, daß die Regierung zwischen Juden und Kosaken werde wählen müssen.

* **Aussperrung in Lodz.** Die Fabrik Poznanski in Lodz will sämtliche 7000 Arbeiter in 14 Tagen wegen ihrer Gewalttätigkeiten gegen Vorgesetzte aussperren.

* **Aus Petersburg.** In Petersburg kursieren Gerüchte von bevorstehenden Haussuchungen in ganzen Straßen und Stadtvierteln. Diese sind jedoch nur bei Kriegszustand gestattet, während die Stadt nur unter außerordentlichem Schutze steht.

* **Handelspolitisches.** Aus Madrid wird gemeldet: Der Handelsvertragsausschuß hat seine Arbeiten beendet. Es heißt, daß der Ausschuß in seinem Bericht den Vorschlag gemacht habe, den Modus vivendi aufrecht zu erhalten.

* **Bombe in Stambul.** Im Stadtviertel Pera explodierte eine Bombe. Getötet wurde niemand; verschiedene Verdächtige sind verhaftet.

* **Amerikanische Dampfersubvention.** Nach einer Meldung der „Tribune“ aus Saint-Louis sagte Staatssekretär Root in seiner Ansprache, die er in dem dortigen Handelsklub hielt, es sei ein dem Kongreß vorzulegender Gesetzentwurf ausgearbeitet, der die Einrichtung von sechs staatlich zu subventionierenden Dampferlinien für den Verkehr mit ausländischen Häfen betreffe.

* **Argentinischer Minister.** Der frühere Präsident der Kammer und Minister der auswärtigen Angelegenheiten Ceballos hat das Portefeuille des Aeußern wieder übernommen. Er ist auch in Deutschland bekannt. Während seines Aufenthaltes in Europa im Jahre 1903 wurde er vom Kaiser Wilhelm in Audienz empfangen.

Feuilleton.

> Weises Mißtraun ist,
> Was stets am besten war den Sterblichen.
> *Euripides.*
>
> Wahrhaftes, unaffektiertes Mißtrauen gegen menschliche Kräfte in allen Stücken ist das sicherste Zeichen von Geistesstärke.
> *Lichtenberg.*
>
> Das Mißtraun ist die schwarze Sucht der Seele,
> Und alles, auch das Schuldlosreine, zieht
> Fürs kranke Aug' die Tracht der Hölle an.
> *Kleist.*

Wagners Familienbriefe.

Von Dr. Paul Landau (Berlin).

Die bereits angekündigten, mit Spannung erwarteten „Familienbriefe von Richard Wagner“ (Verlag von Alexander Duncker, Berlin) bieten endlich eine zusammenfassende Sammlung der Dokumente, die Wagners Verhältnis zu seiner Mutter, seiner ersten Frau, seinen Schwestern, Schwagern und Nichten ganz enthüllen und sich zugleich zu einem einheitlichen Bilde seines Lebens und seiner Entwicklung zusammenschließen.

Richard Wagner gehört nicht eigentlich zu den großen Briefschreibern unseres Volkes; es war ihm nicht Bedürfnis, wie etwa Goethe, Schiller oder Wieland, sich mitzuteilen, ausgedehnte Beziehungen zu unterhalten und über dies und das mit fernen Freunden zu plaudern. Wagners einsame, sich in die Tiefen des eigenen Innern einbohrende und ganz auf Klang und Ton gestellte Natur gab sich am freiesten im persönlichen Verkehr, im Wirkenlassen seiner mächtigen Individualität. Alle Briefe mußte er sich abquälen, und die meisten von ihnen haben etwas von der Ungeduld der Stunde, der Not des Augenblicks, sind Kinder seines starken Willenszwanges, nicht der freien Laune. Er sagt das selbst in einem Briefe an seine Schwester Cäcilie: „Das Schreiben, das gräßliche Schreiben! Sehen — hören — und sprechen: das wäre meine Sache, und das würde mir die wahre Freude bringen. — Was soll ich Euch nun schreiben? Nichts anderes, als daß ich eben das „Schreiben“ hasse, nicht schreiben möchte, sondern sprechen und hören.“ Trotz dieser angeborenen Unlust hat der gewaltige Tatenmensch Wagner auch im Briefschreiben Erstaunliches geleistet. Briefe waren ihm ja das wichtigste Mittel, um seine Ideen durchzusetzen, der tauben Mitwelt die Größe seines Lebenswerkes, seine Not und sein Ziel immer wieder in die Ohren zu schreien, um Freunde und Anhänger zu werben. Selbst seine Druckschriften sind ja zum großen Teil nur offene Briefe, flammende Aussprachen seiner innersten Herzensnot, an die Adresse der ganzen Welt gerichtet. Und wie vielgestaltig tritt uns Wagners Wesen aus diesen zahlreichen Briefbänden entgegen! Da sind die zwei Bände seines Briefwechsels mit Liszt, tiefgründige Bekenntnisse über die letzten Rätsel künstlerischen Schaffens, in denen der Glaube an sein heiliges Schöpferamt aus allem Menschlichen — allzu Menschlichen, siegreich hervorbricht; dann die Briefe an seine Dresdner Freunde, Uhlig, Fischer und Heine, von Sorgen des Alltags erfüllt und doch stets zum Höchsten strebend; die warmherzigen Schreiben an den Revolutionsgefährten Röckel und die lange Reihe der Mitteilungen an die Züricher Freunde und an die Bayreuther Helfer, in denen bisweilen des Meisters Gestalt hinter der Größe seines Lebenswerkes ganz zurücktritt. Dann haben wir in jenen wundervollen Geständnissen an Mathilde Wesendonck die Leidenschaft des Liebenden und die Hoheit des Entsagenden kennen gelernt, und nun tritt uns Wagner in diesen Briefen an seine nächsten Angehörigen ganz menschlich nahe. Die grandiose Geste des Sehers, die Majestät des schaffenden Künstlers, die den Meister von Bayreuth mit einem verklärenden Schein umgeben und in eine fast übermenschliche Höhe rücken, sie fallen hier von ihm ab, und wir sehen — ein nicht minder fesselndes Schauspiel! — den gefühlvollen Sohn, den liebenden Ehemann, den um das nackte Leben qualvoll Ringenden, kurz, den Menschen Wagner in seiner gutmütigen Hoffnungsfreudigkeit, seinem lebhaften Temperament, seinem burschikosen Humor, seiner vertraulichen Derbheit und seiner bitteren Verzweiflung. Außerordentlich lebendig im Sprechton sind die Briefe gehalten. Man meint, die Stimme des Schreibenden zu hören, wenn er sich plötzlich mit einem drolligen Zwischenruf in einer pathetischen Klage unterbricht, glaubt sein grimmiges Lachen zu vernehmen, wenn er sich in greller Ironie mit ein paar Witzen über seine Geldnot forthilft. Ein stets erregtes, auf alle äußeren und innerlichen Einflüsse ungewöhnlich stark reagierendes Temperament spricht sich in einer ganz persönlichen, eigenartigen Form aus.

Mit großer Verehrung spricht Wagner in diesen Familienbriefen von seinem Pflegevater Geyer. Sein Bild liegt in Venedig, als er sich „gränzenlos einsam“ fühlt, auf seinem Schreibtisch. „Es ist so ein Band, mit dem ich mich in einem Zusammenhang mit der Welt weiß, während sonst das Gefühl der Losgelöstheit und Einsamkeit überwiegend ist.“ Als ihm in Triebschen die Schwester Cäcilie Briefe seines Pflegevaters an seine Mutter mitteilt, ist er von ihnen wahrhaft erschüttert, und es scheint in seinen Worten der Glaube anzuklingen, daß er mit seinem Pflegevater wohl auf eine noch engere Weise verwandt sei. „Das Beispiel vollständigster Selbstaufopferung für einen edel erfaßten Zweck tritt uns im bürgerlichen Leben wohl selten so deutlich vor das Auge, als es hier der Fall ist. Ich kann sagen, daß ich über diese Selbstaufopferung unseres Vaters Geyer fast untröstlich bin. Zugleich aber war es mir möglich, eben aus diesen Briefen an die Mutter einen scharfen Einblick in die Verhältnisse dieser beiden in schwierigen Zeiten zu gewinnen. Ich glaube jetzt vollkommen klar zu sehen, wenngleich ich es für äußerst schwierig halten muß, darüber, wie ich dieses Verhältnis sehe, mich auszudrücken. Mir ist es, als ob unser Vater Geyer durch seine Aufopferung für die ganze Familie eine Schuld zu verbüßen glaubte.“

Von tiefster Zärtlichkeit erfüllt sind die Briefe an seine Mutter. In den vielfachen Konflikten seiner Jugendzeit hat sie treu zu ihm gestanden und trotz mancher Entfremdung ihm stets ihre Liebe bewahrt. Die Gefühle des Dankes überwältigen ihn so, „daß ich Dir nur in dem zärtlichsten Tone eines Verliebten gegen seine Geliebte davon schreiben möchte“. „Warst Du nicht immer die Einzige, die mir unverändert treu blieb, während andere, bloß nach den äußeren Ergebnissen aburteilend, sich filosofisch von mir wandten? Der bringt alles aus dem Herzen, aus dem lieben, guten Herzen, das Gott mir immer geneigt erhalten möge, — denn ich weiß, wenn mich Alles verließe, würde es immer meine letzte, liebste Zuflucht sein. O Mutter, wenn Du zu früh stürbest, eher, als ich Dir vollkommen bewiesen, daß Du einem edlen, gränzenlos dankbaren Menschen so viel Liebe gewährt hast! Nein, das kann nicht sein, Du mußt noch viele, schöne Früchte genießen.“ — Die Schwingen seines Genies beginnen sich bereits zu regen. Voll Stolz erzählt er der Schwester Ottilie, „daß der größte, jetzt lebende Kontrapunktist“, der Kantor Weinlig in Leipzig, viel von ihm halte und seine Ausbildung unentgeltlich leite; in seiner kleinen Würzburger Kapellmeisterstelle genießt er die Freuden des künstlerischen Schaffens, schreibt im Rausch seine Oper „Die Feen“ hin, ist immer aufgeregt, schläft keine Nacht und denkt nur an seine Werke. Gern berichtet er auch, was alle für „einen furchtbaren Hallo“ von ihm machen, „als von dem ersten Genie der Welt“; die Leute sähen ihn „für ein großes Vieh“ an, und dann kann er nur wieder Mutter und Schwester um Güte und Nachsicht bitten. „Gott, ich bin ja erst zwanzig Jahre alt!“ Auch der ahnungsvolle Gedanke an eine schwere Zukunft, die seiner harrt, steigt schon dem Jüngling auf. „Du lieber Gott“, schreibt er 1834 aus Prag, „laß mir doch noch die paar glücklichen Tage, denn mit diesem Winter wird mich auch die Kälte des Lebens ergreifen, und die Sonne meines Glückes wird mir seine wärmsten Strahlen zusenden müssen, wenn sich Alles bewähren soll.“

Und bald tritt die Not des Lebens dem Wagemutigen, der mit seiner jungen Frau nach Paris reist, um an diesem Mittelpunkt der Kunstwelt sich Ruhm und Glück zu erzwingen, schrecklich nahe. Zwar hilft ihm der Buchhändler Eduard Avenarius, der eben damals Wagners Schwester Cäcilie geheiratet hatte, nach Kräften, und es bahnt sich hier ein freundschaftliches Verhältnis an, das ein ganzes Menschenleben dauern sollte, und in dem der Schwager immer der hilfbereite, ratende Freund blieb. Aber die Besuche bei Meyerbeer und anderen Musikgrößen haben nicht den gewünschten Erfolg, und der Mangel an Geld steigt aufs äußerste. Wie eine peinliche Dissonanz klingt ja dieser Schrei nach Geld — Geld — Geld! durch den größten Teil von Wagners Leben hindurch, füllt einen großen Teil seiner Korrespondenz an und zwingt ihn zu peinvollen Bitten, zu verzweifelten Versuchen und tollen Plänen. Doch bei alledem verläßt ihn sein Humor nicht. So lautet ein Billett der Pariser Zeit an Avenarius: „Meine Frau ersucht Sie ganz ergebenst, durch Ueberbringer dieses ihr gefälligst 1000 Frcs. zuzusenden; sollte dies in der Schnelligkeit nicht gleich möglich sein, so bittet sie wenigstens für 12 Stunden um Ihre gütige Kaffee-Mühle, die Sie morgen früh wieder zurückerhalten sollen.“ Ein andermal bittet er den Freund, ihm doch noch einmal 200 Frcs. zu verschaffen, da er sonst ein paar Wochen hungern müsse. Dann scherzt er wieder, er erwarte nun bestimmt eine Million und wolle sie mit ihnen teilen. Aber stets bleibt er „Hans ohne Geld“, und aus Dresden schreibt er: „Oft könnte ich mit wahrem Gebrüll die Zeit herwünschen, in der wir endlich einmal aufhören sollen, Bettler in anständiger Kleidung zu sein: glücklich, wer die Lumpen auf dem Leibe zur Schau tragen darf.“ Durch Opernarrangements, die er im Fron des Musikverlegers Schlesinger ausführt, hilft er sich mühsam durch und endlich nach Deutschland zurück. Hier lenkt er widerwillig in den Hafen einer bürgerlichen Stellung ein und wird Kapellmeister in Dresden.

In dieser ganzen Zeit bis zu Wagners stiller Einkehr in Triebschen, und überhaupt in dem größten Teile dieser Familienbriefe, nimmt neben dem Meister seine erste Frau Minna eine hervorragende Stellung ein. Wir lernen sie in ihrer unbedeutenden Gutmütigkeit, ihrer sorgenden Häuslichkeit und tränenseligen Weichheit kennen; wir erfahren, wie treu sie in all den schlimmen Zeiten zu ihrem Manne hielt und wie herzlich sie Wagner durch eine lange Reihe von Jahren geliebt hat. Freilich, es schmerzte ihn, daß er keine Kinder hatte. „Mit Cäciliens Stichelein von wegen Kindern“, schreibt er, „ist es noch nichts; wir müssen uns, da wir durchaus noch keine Aussicht auf menschliche Jugend haben, immer noch mit Hunden behelfen: wir haben jetzt wieder einen, erst sechs Wochen alt, ein kleines, drolliges Tierchen: er heißt Peps oder Striegel.“ Erst 30 Jahre später in einer neuen Ehe sollte ihm sein Herzenswunsch in Erfüllung gehen. Da schreibt er an seine Schwester Ottilie über seinen Sohn Siegfried: „Er ist schön und stark, und soll Wundarzt werden: was sonst noch, das ist seine Sache. Welch ungeheures Glück für mich!“ Dennoch hat er in jenen Dresdner Jahren sehnsüchtig herzliche Briefe an Minna geschrieben, die von einer großen Sympathie und echten Neigung zeugen. Sie nimmt ihm die äußeren Sorgen des Lebens ab, hält alles in Ordnung, kocht und bäckt. „Minna kocht und grüßt“, „Minna pappelt Neujahrsgeschenke zusammen“, mit solch einer Nebenbemerkung ist die wackere Hausfrau in den meisten Briefen vertreten, denn eine große Heldin des Schreibens ist sie selbst nicht und drückt ihre Gefühle lieber in praktischen Taten, langen Reden und großen Tränenergüssen aus. „Minna traute meinem Style mehr als dem ihrigen zu“, heißt es in einem Brief an Cäcilie, „Während ich aber schreibe, bäckt sie eine Babe, von der die Nachwelt noch zu erzählen haben soll, die dennoch für niemand anders als für Dich bestimmt ist.“ Wagners Freude an prächtiger Kleidung fand bei ihr sachverständige Beurteilung. „Du solltest mich nur in meinem schönen Sommerkostüm sehen“, schreibt er ihr, „es ist eine wahre Freude; nur mit den veilchenblauen Handschuhen war ich übel dran, denn als ich sie das erste Mal ausgezogen hatte, und dem Kellner mit der Hand auf die Speisekarte zeigte, prallte dieser entsetzt zurück, denn meine ganze Hand sah wie ein riesenhaftes Veilchen aus, so hatten die Handschuhe die Farbe fahren lassen.“

Doch die Neigung zu dem „armen Tier“, wie er sie gutmütig mitleidig nennt, machte immer mehr verlassen, ja